

Konja Simon Rohde

Ausstieg ins Leben

Wie ich aufhörte, ein Zeuge Jehovas zu sein

Konja Simon Rohde

Ausstieg ins Leben

Wie ich aufhörte,
ein Zeuge Jehovas zu sein

Mit einem Nachwort von Simone Lankhorst

Mercator

Die Namen der meisten vorkommenden Personen
wurden geändert.

Lektorat: Susanne Nagels
Korrekturat: Simone Lankhorst
Cover-Foto: wilfried-feder.com
Layout: Sabine Ernat, Dorsten
Druck: Druckhaus Cramer, Greven

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage
© Copyright 2017 by Mercator-Verlag e. K.
www.mercator-verlag.de

ISBN 978-3-946895-05-3

Für Jorim

INHALT

Prolog	9
I. Konja	11
II. Simon	205
III. Konja Simon	257
Nachwort	267
Interview	273
Daten und Fakten zu den Zeugen Jehovas	281
Nachweise	284

Prolog

»Ja.«

So lautete die Antwort meiner Mutter auf meine Frage, ob sie sich darüber im Klaren sei, dass sie mich nicht wiedersehen würde.

Ich hätte damit rechnen müssen. Schon mein Vater hatte etwa zwei Jahre zuvor jeglichen Kontakt zu mir abgebrochen. Aber ihre Antwort hatte mich trotzdem kalt erwischt. Irgendetwas in mir war in diesem Moment kaputtgegangen. Wenn einem Sohn von der eigenen Mutter am Telefon mitgeteilt wird, dass sie in Kauf nimmt, ihn nie wiederzusehen, dann gibt es wohl nichts, was ihn letztlich darauf hätte vorbereiten können.

Wie bringt man eine Mutter, die bereits einen Sohn verloren hat, dazu, ihr anderes Kind aufzugeben? Was muss man ihr sagen, damit sie den Kontakt zum Sohn abbricht und dann auch noch fest davon überzeugt ist, dass dies aus reiner Liebe geschieht, sie keine andere Wahl hat? Wie pflanzt man einer Mutter die Vorstellung ein, sie stünde »zwischen zwei Söhnen«, und müsse den lebenden aufgeben, um nicht auf ewig die Chance zu verspielen, den toten wiederzusehen?

Willkommen in der Welt der Zeugen Jehovas.

Eine Welt, die zweiunddreißig Jahre lang mein Leben bestimmt hat, und zwar in jedem noch so kleinen Detail: welche Musik ich hörte, welche Filme ich anschaute, welche Ausbildung ich wählte, mit welchen Freunden ich mich umgab, was ich als gut und was ich als böse empfand.

Eine Welt, in der sich alles darum dreht, den bevorstehenden großen Krieg Gottes zu überleben, das sogenannte »Harmagedon«, und als »vollkommener Mensch« bis in alle Ewigkeit im Paradies Jehova anzubeten.

Und weil mir diese Welt so unheimlich vertraut ist, verstehe ich meine Mutter. Ich kann nicht sagen, dass ich ihre Entscheidung gutheiße oder akzeptiere, dass sie mich nicht

wütend machen würde. Aber ich verstehe sie. Weil ihre Entscheidung das Ergebnis eines irrationalen Gedankenkonstrukts ist, geschaffen von Menschen, die nichts so sehr fürchten wie den Verlust ihrer Macht.

Und ich weiß auch, dass ich ohne die Zeugen Jehovas heute nicht der wäre, der ich bin. Ohne sie würde ich jetzt nicht dieses große Glück der Freiheit empfinden und schätzen, weil sie mir gezeigt haben, was das Gegenteil bedeutet.

Ende 2009 hörte ich auf, ein Zeuge Jehovas zu sein.

Einige Zeit später lernte ich in meiner alten Heimat Duisburg Simone kennen, eine Journalistin. Ich erzählte ihr meine Geschichte, und sie brachte mich auf die Idee, alles aufzuschreiben, vielleicht würde ein Buch draus. Ich war einverstanden, dachte aber auch: Braucht die Welt ein weiteres Aussteigerbuch nach dem Motto »Der Wachturm-Hölle gerade noch von der Schippe gesprungen«? Will ich mich damit rächen, an meinen Eltern, meinen alten Bekannten, den Zeugen Jehovas im Allgemeinen?

Nichts von alledem. Auch wenn es mir persönlich sicherlich etwas bringt, mich meiner Vergangenheit zu stellen, Gedanken und Gefühle zu sortieren, sie aufzuschreiben und so unschädlich zu machen. Aber dieses Buch hat für mich in erster Linie einen anderen Grund:

Es ist mein persönlicher Akt des »zivilen Ungehorsams«.

Gegen ein totalitäres Gefüge, das mir beinahe den letzten Funken Leben aussaugte, das mich irgendwann kaum noch etwas fühlen ließ, vor allem nicht mich selbst.

Denen, die mir vorgaukelten, ich würde mich gegen Gott stellen, ich würde das Volk Gottes verlassen, ich wäre Satan und den Dämonen schutzlos ausgeliefert, ich würde meines Lebens nicht mehr froh und unweigerlich in »Harmagedon« vernichtet werden, denen will ich mit diesem Buch sagen:

Ihr macht mir keine Angst mehr.

I. Konja

Stellen Sie sich vor, Sie wüssten schon bei der Geburt Ihres Sohnes, dass dieser es wegen seiner Religionszugehörigkeit nicht leicht in der Schule und allgemein unter Gleichaltrigen haben, dass er immer ein Außenseiter sein wird. Was für einen Namen würden Sie ihm geben?

Vielleicht etwas Unauffälliges? Weil der Junge es ja eh schon schwer genug haben wird und er nicht auch noch wegen seines Namens leiden soll? So was wie Peter vielleicht, oder Christian?

Oder würden Sie ihm einen Namen geben, den noch nie ein Mensch gehört hat, einen Namen, der an sich schon eher weiblich als männlich klingt, nämlich so ähnlich wie »Sonja«, der sich anhört wie ein alkoholisches Getränk (Cognac), auf Spanisch so viel wie »Scheiße« bedeutet (coña) und leicht abgewandelt so viel wie »Muschel«, nur noch etwas derber (coño)?

Für meine Eltern war die Antwort klar. Die nannten ihren Sohn Konja. Also mich.

Überhaupt tun das Zeugen Jehovas gerne: ihren Kindern abstruse biblische Namen geben. Konja, Jorim (der Name meines Bruders), Obadja, Benaja – je kurioser desto besser. Dass biblische männliche Vornamen oft auf »a« enden und daher meist für einen weiblichen Vornamen gehalten werden, stellt in keiner Weise ein Hindernis dar. Aufgrund des Namens schief angeschaut zu werden, hilft dem Kind nämlich, stets daran zu denken, dass es etwas Besonderes ist: ein Zeuge Jehovas.

Meine Eltern mussten mir allerdings noch einen zweiten Vornamen geben, da man im Duisburger Standesamt des Jahres 1976 die Auffassung vertrat, man könne den Namen Konja nicht eindeutig dem männlichen Geschlecht zuordnen. Offensichtlich handelte es sich nicht um besonders bibelfeste Standesbeamte. Dass man

unter seinen Vornamen den amtlichen Rufnamen selbst auswählen darf, sollte für mich aber erst zweiunddreißig Jahre später eine Rolle spielen.

Mit der Namensgebung wurden also schon früh in meinem Leben die Weichen gestellt für die Laufbahn eines Zeugen Jehovas. Aus Sicht der Zeugen Jehovas das Beste, was einem Menschen widerfahren kann, denn so stehen die Chancen recht gut, irgendwann mit sehr vielen Pandas, Schäfchen und acht Millionen Glaubensgenossen im Paradies auf Erden zu leben. Ohne Ungläubige, ohne Alter und Tod und ohne sich schon im September über Weihnachtsgebäck in den Supermarktregalen ärgern zu müssen. Besser konnte es also zunächst nicht für mich laufen.

~

Aus der Gerhardstraße in Duisburg-Meiderich, wo wir zum Zeitpunkt meiner Geburt wohnten, zogen wir schon bald weg. Und zwar nach Straelen, einem Städtchen mit fünfzehntausend Einwohnern am linken Niederrhein. Meine Eltern hatten dort ein kleines Haus gemietet, mit Garten und einem Kirschbaum darin.

Erinnerungen an diese Zeit habe ich keine mehr, aber nach Fotos zu urteilen war das für mich eine glückliche und unbeschwerte Zeit. Ich sprang so oft es ging nackt durch den Garten, fuhr Kettcar, setzte Mutters Badehaube auf und ließ mich darin ablichten, um mal das Wesentliche zu nennen.

Mein Vater war Sonderschullehrer und arbeitete weiterhin an einer Duisburger Schule. Durch den für den Niederrhein typischen dichten Morgennebel wurde der Weg zur Arbeit für ihn immer beschwerlicher,

und so trafen meine Eltern die grandiose Entscheidung, das Häuschen und den Garten und den Kirschbaum aufzugeben, im Tausch gegen eine Wohnung in einem schmuddeligen Mehrfamilienhaus im nicht minder schmuddeligen Duisburger Norden.

Wohl unnötig zu erwähnen, dass meine weitere Kindheit mehr oder weniger kirschbaumfrei verlief, dafür aber zunächst mit freiem Blick auf das Meidericher Hüttenwerk von einer Dachwohnung in der Kolpingstraße aus.

Obwohl wir in Alt-Hamborn wohnten, unterstützten wir eine Gemeinde oder *Versammlung*, wie es bei den Zeugen Jehovas heißt, in Beeck. Jemand von außerhalb hatte mal irrtümlicherweise auf einem der Namensschildchen, die man bei großen Kongressen der Zeugen Jehovas trägt, »Versammlung Duisburg-Beach« statt »Versammlung Duisburg-Beeck« gelesen. Das war lustig, denn nichts konnte der Realität ferner sein.

Die Versammlung Duisburg-Beeck bestand damals aus etwa fünfundfünfzig *Verkündigern*, so nennen sich die Zeugen Jehovas intern, und das entsprach auch ungefähr dem Durchschnittsalter. So eine Versammlung war eigentlich eine schöne Sache. Dadurch, dass man sich mindestens dreimal in der Woche im örtlichen *Königreichssaal* traf (damals gab es noch regelmäßig drei Gottesdienste oder *Zusammenkünfte* wöchentlich), wurde man zu einer sehr vertrauten Gemeinschaft. Und dadurch, dass der Altersdurchschnitt in der Versammlung Duisburg-Beeck eben relativ hoch war, war man ständig umgeben von lauter Opas und Omas, die es eigentlich nur gut mit einem meinten.

Kontakt zu anderen Kindern hatte ich in den ersten Jahren meines Lebens eher selten. Das änderte sich

erst, als ich in die Schule kam, aber dort brannte ich in Bezug auf soziale Kontakte eher auf Sparflamme, denn der freundschaftliche Umgang mit Gleichaltrigen sollte möglichst gering gehalten werden und im Idealfall dazu dienen, andere von den Vorzügen eines Daseins als Anbeter Jehovas zu überzeugen.

Eine Zeit lang gab es da eine andere Familie in der Versammlung, genauer einen alleinerziehenden Vater mit zwei Töchtern. Der Mann war ein gutes Beispiel dafür, dass man bei den Zeugen Jehovas sehr gut aufgehoben ist, wenn man einen krassen Hau weg hat. Spleens und psychische Auffälligkeiten lassen sich bei den Zeugen Jehovas nicht nur gut ausleben, sie lassen auf besonderen Eifer schließen. Die beiden Töchter durften so gut wie gar nichts, was auch nur entfernt an weltliche Vergnügungen erinnerte. Was Außenstehenden eher verschoben oder befremdlich vorkommen musste, konnte aus Sicht der Zeugen Jehovas nur gutgeheißen werden. Schließlich verstand es der Vater in vorbildlicher Art und Weise, seine Töchter vom Einfluss der Welt im Allgemeinen und des Teufels im Besonderen fernzuhalten.

Die beiden Mädels hatten damals viel auszuhalten, und einige Jahre später, mit etwa sechzehn, siebzehn Jahren, rissen sie von zu Hause aus. Vor nicht allzu langer Zeit traf ich eine der beiden wieder. Sie erzählte mir, dass der Vater sie und ihre Schwester bei Ungehorsam unter anderem mit dem Abschneiden ihrer Haare bestrafte. Von anderen Zeugen Jehovas weiß ich, dass sie ihre Kinder mit Essensentzug bestrafen oder ihnen den Mund mit Klebeband zuklebten. Da kann ich eigentlich von Glück reden, dass es bei uns zu Hause lediglich ab und zu eine Tracht Prügel setzte.

Von frühester Kindheit an wurden mein Bruder Jorim und ich an die Aufgaben eines männlichen Zeugen Jehovas innerhalb der Gemeinde herangeführt. Da es nicht viele junge Männer in unserer Versammlung gab, wurden wir schon sehr jung für organisatorische Aufgaben herangezogen. Wir durften die Mikrofone herumreichen bei Programmpunkten, bei denen Fragen gestellt wurden, oder das Mischpult betätigen. Schon mit vier, fünf Jahren, stand ich auch auf der Bühne des Königreichssaals, zunächst als Begleitung meiner Mutter, wenn diese im Rahmen des Programms szenisch den Predigtendienst darstellte. Das reichte mir aber bald nicht mehr, ich wollte auf der Bühne mein eigenes Ding machen.

Als ich sieben Jahre alt war, durfte ich dann alleine kurze Programmpunkte übernehmen, wie zum Beispiel die sogenannte *Bibellesung*. Das war natürlich sehr aufregend, wenn man da vor versammelter Mannschaft am Rednerpult stand, aber gleichzeitig war ich auch sehr stolz auf mein *Vorrecht*, so nennen es die Zeugen Jehovas, wenn man eine Aufgabe in der Versammlung übernehmen darf. Vor allem der Zuspruch und die Bestätigung aus der Gemeinde taten mir gut.

Mein Vater war ein sogenannter *Ältester*, also einer derjenigen, die die geistliche Führung in der Gemeinde innehatten. Da er häufig auf der Bühne stand, saßen wir eigentlich immer in der ersten Reihe. Das machte es doppelt schwierig, während des Programms Unfug zu treiben. Zum einen fühlte sich meine Mutter dazu gedrängt, streng mit uns zu sein, da sie ja die ganze Gemeinde im Nacken sitzen hatte, zum anderen musste ich damit rechnen, auch von den hinter mir Sitzenden zurechtgewiesen zu werden. Wir waren halt eine große Familie, damals in der Versammlung.